

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 135. Bromberg, den 29. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

(11. Fortsetzung.)

XVIII.

Fehrs Abreise aus Berlin glich einer Flucht. Er floh vor dem drohenden Angriff seiner Gläubiger, die in breiter Front anrückten und ihre Wechsel vorwiesen, seit ihr Schuldner nicht mehr in Rickenbachs schützendem Schatten wandeln konnte. Es war nicht Fehrs Absicht, diese braven Leute um ihr gutes Geld zu betrügen; er entzog sich einer schmachvoll unwürdigen Lage durch die Flucht. Er floh bei Nacht und Nebel mit geringem Gepäck und schmaler Börse. Nicht einmal Porath wußte, wohin sein Herr reiste, und Fehr hatte sich erst eine Stunde vor der Abreise für Paris und Renée Torquette entschieden. Es gab sonst niemanden, zu dem er fahren konnte und zu dem es ihn zog. Er hatte tausend Freunde, aber unter diesen war nicht einer, der sich seines Besuches ehrlich gefreut hätte. Renée aber liebte ihn.

Zwar schämte er sich seines Reisezieles, aber in seinem Herzen war der kindlich eigensinnige Wunsch, Erla möge von seiner Flucht zu Renée erfahren und sich darüber kränken.

Er kam eines Nachmittags auf dem Nordbahnhof an. Paris zeigte ihm ein grämlich verdrossenes Gesicht. Es war lau, regenfeucht und ein wenig neblig. Ihn fror, als er die Stadt betrachtete, in der alle Farben erloschen zu sein schienen. Alles glänzte vor Nässe.

Fehr saß in den schmierigen Polstern einer wackligen Limousine, starrte auf sein Köfferchen und atmete geekelt den faden süßlichen Geruch ein, der den Polstern entströmte. Das wirre lärmende Durcheinander der grauen Straßen ängstigte ihn.

Ich hätte nach Monte fahren sollen, sagte er sich, ich hätte spielen sollen. Was geht mich Renée Torquette an, und was will ich von ihr, wenn ich mit leeren Taschen zu ihr komme?

Da es nicht möglich war, mit einem einzigen kleinen Koffer ein Prachthotel aufzusuchen, stieg Fehr am Boulevard Montmartre in einem einfachen Hause ab, das von kleinen Geschäftsreisenden und Provinzlern aufgesucht wurde, die sich in „Panam" ein paar vergnügte Tage machen wollten. Er konnte sich sogar eins der besten Zimmer leisten, was ihn mit seiner schäbigen Umgebung einigermaßen aussöhnte.

Aber als er dann am Fenster seines Zimmers stand und auf die Straße hinuntersah, fühlte er sich wieder genau so elend wie im Augenblick seiner Ankunft in Paris. Er hatte die Absicht, in den Speisesaal hinunterzugehen und zu essen; er vergaß den Vorsatz wieder.

Ganz plötzlich entschloß er sich, Renée sogleich aufzusuchen. Der Gedanke an sie lockerte ihn auf und machte ihn heiterer.

Er fuhr hinaus nach Vaugirard. Der Weg führte ihn durch trübe graue Straßen, und die Rue de Gravin war eigentlich nichts anderes als eine enge Gasse mit himmelhohen Mietskasernen. Das Haus Nummer 31, wo Renée wohnte, war eins der erbärmlichsten.

Im Flur spielten schmutzige Kinder. Auf den Treppen roch es nach lauem Spülicht und gebratenen Zwiebeln. Fehr stieg langsam, ohne das Geländer zu berühren, die knarrenden Stiegen hinauf.

Im vierten Stock entzifferte er den Namen Renées, der auf einem kleinen, etwas angeschmutzten Pappkärtchen stand. Er läutete, und sein ganzes Verlangen flog Renée entgegen. Er vernahm eilig huschende Schritte, die sich der Tür näherten, sah, wie ein Auge durch das Guckloch spähte, dann wird die Tür aufgerissen, und Renée stand vor ihm.

„Ah!" rief sie bestürzt. „Der Herr Baron!"

Sie streckte ihm weder die Hände hin, noch schien sie von seinem überraschenden Besuch sehr begeistert zu sein. Ihr Gesicht war verlegen und ein wenig unwillig.

„Guten Tag, Renée!" sagte er ernüchtert. „Verzeihen Sie, daß ich Sie überfalle . . ."

„Aber mein lieber Freund! Wer wäre mir willkommener als Sie. Seit vier Tagen warte ich auf Sie — Stunde für Stunde — denn die vierzehn Tage, die Sie mir in San Remo versprachen, sind vorbei. Sie haben Verspätung! Vier Tage Verspätung! Wie geht es Ihrer schönen Braut?"

Fehr antwortete nicht. Er durfte eintreten, und Renee knipste das Licht in einer winzigen, kokett eingerichteten Diele an.

„Legen Sie ab, lieber Freund", bat sie. „Ich habe das Mädchen hinunterschicken müssen, um etwas zum Frühstück für uns zu holen . . ."

Für **uns**? fragte sich Fehr. Hatte Renée Besuch? Zu dieser frühen Stunde?

Renée **hatte** zu dieser frühen Stunde Besuch. Als Fehr ihren Salon betrat, erhob sich aus einem der zierlichen Seidensessel der unwahrscheinlich dicke Mensch, den Fehr dem Ansehen nach von San Remo her kannte.

„Mein lieber Baron", zwitscherte Renée, „erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Marcel Batigny vorstelle, einen alten lieben Bekannten."

Die Herren verbeugten sich und versicherten einander, über diese Begegnung sehr erfreut zu sein. In Renées Augen glitzerte eine unbändige Spottlust. Sie fuhr sich mit beiden Händen ordnend durch ihr dunkles, leicht gelocktes Haar und betrachtete ihren neuen Gast, dessen Gesicht und Glieder völlig erfroren zu sein schienen. Er benahm sich steif und förmlich wie ein gekränkter Zeremonienmeister.

Er sei auf der Durchreise, bemerkte Fehr, und müsse um Entschuldigung bitten, daß er nur zu einem flüchtigen, ganz flüchtigen Besuch heraufgekommen sei. Sein Zug gehe in einigen Stunden.

„Oh, wie schade! Nur auf der Durchreise?" fragte Renée und gab deutlich zu verstehen, daß sie ihm kein Wort glaube. „Und wohin geht die Reise, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Nach Monte!" log er.

„O lala! Welcher vernünftige Mensch geht um diese Zeit noch nach Monte? — Aber es ist sehr liebenswürdig, daß Sie diesen weiten Umweg über Paris gemacht haben mein lieber Baron!"

Herr Marcel Batigny knöpfte sich verstohlen die offen stehenden Knöpfe seiner Weste zu und schob seine Schleife zurecht. Renée nickte ihm lächelnd und vertraulich zu, als wolle sie ihm bedeuten, nur keine Umstände zu machen.

Fehr bemerkte diese Blicke und verstand sie zu deuten. Er glaubte vor Zorn und Scham über sich selbst zu erröten wie ein Schuljunge.

Noch bevor das Frühstück aufgetragen wurde, wollte er sich empfehlen, aber Renée bat so drollig, daß er sich abermals niederließ. Er saß, ohne etwas zu schmecken, und der Sherry, den er aus zierlich geschliffenem Glase trank, schmeckte bitter, obwohl Renée mit süßem Lächeln ihr Glas gegen das seine erhob. Sie durfte sich dies erlauben, denn

Herr Batigny beschäftigte sich ausschließlich mit den köstlichen Bissen, die vor ihm auf dem Teller lagen, und da der Wein und der volle Magen seine Laune noch beträchtlich hoben, zeigte er Paschagefühle und tätschelte der kleinen Renée mit seinen beringten, dicken, roten Händen die rosigen Wangen, die mädchenhaften Schultern. Fehr blickte starr in sein Glas, um nicht aufspringen und den fetten Menschen niederschlagen zu müssen.

Mit kränkender Plötzlichkeit erhob er sich, kaum daß das Frühstück beendet war und erklärte, keine Minute mehr versäumen zu dürfen.

Renée hielt ihn nicht mehr zurück. Sie geleitete ihn bis in die Diele, deren Licht sie diesmal nicht einschaltete.

Während Fehr in den Mantel schlüpfte, sagte sie flüsternd: „Es ist sehr traurig, mein lieber Freund! Sie kamen vier Tage zu spät, und vier Tage sind eine lange, sehr lange Zeit."

Dann hob sie sich auf die Fußspitzen und küßte ihn flüchtig auf das Ohrläppchen. Ihr warmer Atem streifte sein Gesicht. Ihre Wange berührte die seine. In seiner Kehle würgte ein Schluchzen.

Er beugte sich über Renées Hand und verabschiedete sich wortlos.

Es war ihm, als höre er ihr zwitscherndes Gelächter hinter sich, als er die knarrenden Treppen wieder hinabstieg.

Er marschierte die Rue de Gravin hinunter. Sein Gesicht hatte einen feindseligen tückischen Ausdruck. Eine besinnungslose Wut, die sich gegen niemand und nichts richtete, verstörte ihn so, daß er nicht auf die Straße achten konnte, die er durchschritt. Er fürchtete sich vor dem leeren grauen Nachmittag, der vor ihm lag, und als ein Zeitungsausträger an ihm vorbeiraste, der die letzten Nachrichten von Auteuil ausschrie, entschloß er sich, zum Rennen zu fahren.

Auf der Fahrt dorthin stellte er fest, daß sein Vermögen sich noch genau auf 5200 Franken belief, eine lächerlich kleine Summe bei dem geringen Wert des Geldes.

Als er in Auteuil eintraf, hatte das Rennen schon begonnen. Er nahm einen sehr billigen Platz, schlenderte durch die Menschenmenge, erbittert über jeden Blick, der ihn streifte, und wußte nicht, was er hier tun sollte. Über die Bahn gingen langsam im Schritt sieben oder acht Pferde, die das zweite Rennen bestreiten sollten. Fehr sah ihnen gleichgültig nach.

Zwei Männer gingen an ihm vorüber, und der eine — er hatte ein flaches graues Gesicht, das an eine Eule erinnerte — sagte eifrig und im Ton festester Überzeugung zu seinem Begleiter: „Im dritten Rennen nur „l'Hirondelle"! Die Stute sieht aus wie eine magere Ziege, aber heut ist ihr Tag . . ."

„L'Hirondelle! L'Hirondelle!" wiederholte Fehr und blickte in das Programm, um festzustellen, ob er sich nicht verhört habe. L'Hirondelle, die vierjährige Stute des Herrn Jacques Trouvelin, trug die Nummer sieben.

Ich werde L'Hirondelle wetten! sagte sich Fehr und hatte das beklommene Gefühl, daß er mit diesem Entschluß einen rasenden Absturz begann. Vor ihm öffnete sich ein Abgrund, aus dessen Dunkel der Tod aufstand.

Er hörte tausend Stimmen des Widerspruchs in sich, aber diese drangen nicht über die Schwelle seines Bewußtseins.

Er wartete das zweite Rennen ab, ging dann und wettete 5000 Franken auf Nummer sieben. Es war nicht Leichtsinn, was ihn dazu trieb, sein letztes Geld auf eine einzige Karte zu setzen; er tat es, um sein Schicksal zur Entscheidung zu zwingen.

Der Mann hinter dem Schalter blickte ihn an, als fürchte er, es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben. Fehr machte ein steinernes Gesicht und nahm stumm die fünf kleinen blauen Pappkärtchen an sich.

L'Hirondelle war eine braune knochige Stute, ein häßliches Tier, das schon nervös war, als es zum Start geführt wurde. Fehr betrachtete es eindringlich, aber der Gedanke, daß von den Beinen und Muskeln dieses Pferdekörpers nun sein Leben abhing, beunruhigte ihn merkwürdigerweise nicht, ja, in ihm regte sich der Wunsch, l'Hirondelle möge auf dem grünen Rasen das Genick brechen, damit endlich alles entschieden sei.

Aber als der Ablauf — l'Hirondelles wegen — das erste und dann das zweite Mal mißglückte, zog ein dumpfes eiskaltes Grauen in sein Herz. Er verspürte Todesangst.

Er schloß die Augen. Das gellende Schrillen der Startglocke zerriß die Stille. Das Rudel jagte davon. Über Bahn und Tribünen lag tiefes Schweigen. Fehr stützte sich steif auf das Geländer, und seine Beine waren schwer wie Blei.

Er hatte kein Glas, um das Rudel zu verfolgen. Er sah auch gar nicht dort hinüber, wo sein Schicksal sich entschied, eine Lähmung breitete sich in seinem Körper aus. Der Kampf der zwölf Pferde ging ihn nichts mehr an.

Von den Tribünen kamen dumpfe verhallende Rufe. Fehr verstand nicht, was die Tausende da schrien, aber sie schrien nicht: L'Hirondelle.

Drei Pferde tauchten am Eingangsbogen auf. Fehr sah sie, ohne sie zu erkennen, denn graue Schleier hingen vor seinen Augen.

Aber hockte nicht auf einem der drei Pferdeleiber die gelbe Jacke, die er vorhin auf dem Rücken l'Hirondelles hatte sitzen sehen?

Die Tribünen schrien brausend: L'Hirondelle! L'Hirondelle!"

Fehr murmelte: „L'Hirondelle . . ."

Eine erboste rasende Stimme neben ihm schrie: „Das Vieh gewinnt!"

L'Hirondelle hatte gewonnen.

Fehr seufzte laut auf, als sei er dem Tode entwischt, und doch hatte er das Gefühl, als bedeute l'Hirondelles Sieg für ihn eine schreckensvolle Niederlage . . .

Er erhielt für seine fünftausend Franken das Sechsundfünfzigfache, und der Mann hinter dem Schalter sah ihn nicht mehr an, als habe er es mit einem Irren, sondern mit einem hochbedeutenden und beängstigend gescheiten Menschen zu tun.

XVIII.

Am Tage vor ihrer Abreise nach Szarvas erhielt Erla einen sehr merkwürdigen Brief, der ihr Herz mit tausend neuen Hoffnungen erfüllte. Er trug eine italienische Marke, und der Poststempel nannte Genua als Aufgabeort. Erla öffnete den Umschlag, und eine Ansichtspostkarte fiel ihr in die Hände, die in leuchtend bunten Farben einen Ausschnitt des Genueser Hafens darstellte. Die Rückseite war flüchtig und offenbar in sehr großer Eile beschrieben worden, denn die Buchstaben hüpften durcheinander, und die Zeilen lagen schief. Eine Unterschrift fehlte.

Der ungenannte Schreiber bat sie, keine Nachforschungen nach dem gestohlenen Schmuck anzustellen, er werde seine Beute in spätestens acht Wochen unbeschädigt in ihre Hände zurücklegen.

Das war alles. Kein Wort weiter, keine Erklärung, keine Begründung.

Der ersten Freude über diese geheimnisvolle Nachricht folgte der Zweifel. Erla wagte nicht, dem Versprechen Glauben zu schenken. Denn aus welchem Grunde wurde sie auf acht Wochen vertröstet? Warum kam der Schreiber der Karte nicht sofort, wenn er so lobenswerte Absichten hatte? Und wenn es ihm nicht möglich war, nach Berlin zu reisen, warum bat er sie nicht, den Schmuck aus Genua abzuholen? War der Brief nur ein alberner Scherz? Es gelang Erla nicht, einen Sinn in diesem Scherz zu entdecken.

Sie telegraphierte eiligst an Herrn Paquin nach Nizza und machte ihm von dem merkwürdigen Schreiben Mitteilung.

Trotz allen Zweifeln und Besorgnissen aber begann Erla, neue Hoffnungen zu schöpfen. Sie glaubte und hoffte das, was sie in heißer Angst herbeisehnte: die Rückgabe des „Blue Star". Ihre Mutter trug sich unverkennbar mit der Absicht, den nicht mehr vorhandenen Saphir in aller Heimlichkeit zu Geld zu machen. Ein Schreiben an den Herzog von Evonshire war abgegangen. Das wußte Erla genau, aber sie hatte nicht in Erfahrung bringen können, welchen Inhalt das Schreiben gehabt hatte. Erla erinnerte sich ihrer eigenen Schliche und argwöhnte, daß ihre Mutter eine dritte Nachbildung des vermeintlich echten Schmuckes anfertigen lassen könnte, um den Verkauf zu verheimlichen.

Die Gefahren wurden um so bedrohlicher, als Rickenbach schwer unter den veränderten Verhältnissen litt. Seine Stellung war ihm eine Marter. Innerhalb der Firma, deren Leitung er übernommen hatte, stieß er auf Schwierigkeiten, Feindseligkeiten und Widerstand. Zwar klagte er mit keinem Wort. Frau Marguery und Erla vernahmen von diesen unerquicklichen Zuständen aus einer unvorsichtigen Äußerung Gontrams.

„Es ist ein Augiasstall", hatte Gontram leichtsinnigerweise gesagt, „und Ihr Gatte hat keine beneidenswerte Aufgabe, wenn er ihn gründlich säubern will."

Auf diese Bemerkung hatte Frau Marguery nichts erwidert, aber die Angst hatte Erla scharfsichtig gemacht, und sie erkannte recht gut, daß ihre Mutter nach einem Ausweg suchte und die Bedenken in sich niederzwang, die sie bisher noch davon abgehalten hatten, den „Blue Star" zu verkaufen. Vielleicht hätte Erla endlich ein Geständnis abgelegt, wenn die Karte aus Genua nicht eingetroffen wäre.

Der unsicheren Lage ihres Vaters hatte sie es wohl auch zu danken, daß ihr nicht widersprochen wurde, als sie ihre Tätigkeit bei Szamtes aufnahm. Scheinbar waren ihre Eltern zufrieden, daß sie Geld verdiente. Sie brauchte nicht einmal um die Einwilligung zu ihrer Reise nach Szarvas zu kämpfen.

Je näher die Abreise heranrückte, um so nervöser wurde er. Er ängstigte sich vor dem Grafen Arkany, fürchtete vielleicht um seine Stellung oder besorgte, daß sich in Czarvas ein Gewitter über ihn entladen werde. Erla hatte das Gefühl, sie sei dazu ausersehen, dieses Gewitter abzuleiten. Freilich ahnte sie nicht, auf welche Weise sie ihrem bedrängten Chef diese Hilfe leisten sollte. Dieser Reise sah sie wie einem Abenteuer entgegen, aber sie war auf dieses Abenteuer gespannt.

Am Tage der Abreise war Szamtas' Stimmung unerträglich geworden. Jede harmlose Frage reizte ihn. Er rannte zwischen seinen Koffern umher, fuchtelte wild mit den Armen und drohte jeden, zu zertreten, der in seine Nähe kam. Erla machte den Versuch, ihn mit tröstendem Zuspruch zu versehen, und es gelang ihr, ein mattes Licht auf sein Gesicht zu zaubern.

Er streichelte ihr die Hände und sah sie mit einem verlorenen Blick aus seinen kugligen Augen an. „Es is'n Kreiz, Fräulein, glaubense mir! Lieber ging' ich auf'n Vesuv und setzt' mich mitten aufs Kraterloch . . . aber nach Szarvas zu Arkany . . .! Er is' Jhnen nämlich verrückt, Fräulein, total meschugge — der Arkany! Se werden ja sehn!"

Er seufzte schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Am Abend reisten sie zu dem verrückten Arkany.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Peter Rosegger.

Von **Karl Rauch**-Egestorf.

Das waren doch meiner Knabentage schönste Stunden, die ich mit den Büchern vom Waldbauernbuben verlebte. Alle Sehnsucht in die Ferne, in die traumhafte Welt der Berge und Wälder lebte hier frei, innig und dem Herzen der großen Mutter Natur nahe. Wer kennt sie nicht, die köstlichen Kindheitsgeschichten des Peter, die so heimatlich vertraut, so von Waldesduft gewürzt, so märchenschön herzlich sind? Wie er für einen „Schmarrn" jeden Abend im Jahr vorm Schlafengehen den Geschwistern ein Märchen zu erzählen weiß — bis am letzten Jahrestag sein Schatz erschöpft ist und nichts, gar nichts ihm mehr einfallen will! Wie er mit dem Paten zum erstenmal auf dem Dampfwagen fährt! Wie er Christtagsfreude holen geht!

Wie lange, lange ist es her, daß wir in der trauten Welt dieser Geschichten schwelgten! Gute, alte Zeit des Träumens und der kindlichen Reinheit, die der Krieg so jäh zerbrach, der uns in Not und Finsternis, in Taumel und Erkenntnis riß und in seiner Folgezeit in immer neue, finstere Gewalten stürzte. Ein gütiges Geschick hat Peter Rosegger, den Greis mit den lieben, lustig blinzelnden Augen, mit dem unendlich reichen, warmen Herzen voll des unerschütterlichen Glaubens an Menschenliebe im Sommer 1918 hinweggenommen, kurz ehe sein schönes Vaterland, das alte Österreich, zerbrach und zerfiel. Es blieb ihm erspart, die Hölle des inneren Verfalls, des Zusammenbruchs aller schlichten und geraden Herzlichkeit zu sehen.

Ein Guter und Getreuer, ein immer Liebenswerter ging hinüber ins Reich der Toten zur selben Stunde, da die Sonne des Reiches sich zum Untergang neigte. Die Güte, die Herzlichkeit, die Treue des alten Österreich lebte in keinem so schlicht, so ergreifend wie in ihm. —

Uns Jungen, die wir 1914 die Bänke der Tertia und Sekunda drückten, war er Mahner, Prediger, väterlicher Freund. Wie der armselige Waldbauernbub bei aller kärglichen Not des Elternhauses so unendlich viel inneren Reichtum unverlierbar besaß, wie der schmächtige Schneidergesell sich langsam, gläubig, strebend, unverzagt zum großen Dichter herauf arbeitete: das war uns ein Vorbild starker Kraft und hohen Menschentums. Er war der Dichter und der Erfüller unserer Träume. Als wir in der schönen Pleißestadt einen literarischen Schülerverein ins Leben riefen und in hektographierten Monatsblättern unsere unsauberen Jamben und genialen Machwerke zu Papier brachten — zum Entsetzen der Mitwelt! — da beschlossen wir eines schönen Wintertages einstimmig, daß Peter Rosegger Ehrenmitglied unseres Literaturvereins „Fulmenia" werden solle. Fein kunstvoll schrieben wir's nieder, packten das zuletzt erschienene Heft unserer Vereinszeitschrift dazu und sandten ihm das Schriftstück ein, das ihm von der ihm zuteil gewordenen Ehrung Kunde gab. Oh, Peter! Gütiger, freundlicher Greis! Wie wirst du mit listigen Augen und herzgutem Verstehen geschmunzelt haben über die Klexerei der tollen Knaben! Welchen Taumeltanz der Freude brachtest du zustande, als du uns deiner Antwort würdigtest! Es sei dir unvergessen, daß du unser Tun nicht als „närrische Kinderei" beiseite schobst, daß du uns ernst nahmst! Die ganze Sekunda tobte vor Begeisterung, als die schlichte Karte der k. u. k. Post eintraf, die du an mich, den Vorsitzenden der „Fulmenia" richtetest.

„B l e i b t r e u d i r s e l b s t u n d b e w a h r e d e i n e n M i t m e n s c h e n e i n g ü t i g e s H e r z !

G r a z, den 12. Februar 1914.

P e t e r R o s e g g e r."

So stand in den geraden, klar lesbaren Zügen von Peters Hand auf der Postkarte mit der grünen Franz-Josef-Marke, die bewundert und bestaunt von Hand zu Hand durch die Schulklasse lief. Ich verwahre sie heute noch als wertvolles Gut, Zeugnis einer köstlichen Jugendzeit voll kühner, herrlicher Träume, Gabe eines guten, lieben, großen Menschen und Dichters. — Was wir sechzehn-, siebzehnjährigen Jungen damals kaum verstanden, mit dem einfachen Satz dieser Postkarte gab uns Rosegger den tiefsten Gehalt aller Weltreligionen, sprach er aus, was Laotse als letztes Wissen kündet, was höchstes Ziel allen menschlichen Ringens und Strebens ist und bleibt: die Treue zu bewahren dem eigenen Wesen und verstehende, herzliche Güte den Mitmenschen! Und wie er es uns schrieb, hat er es in all seinen Werken gesagt, an allen Tagen seines köstlichen Lebens verwirklicht. In den einfachen Seelen, den innerlichen Naturen lebt sein Werk fort, bleibt ihm, seinem Waldbauernbub, dem Waldschulmeister, Jacob dem Letzten, dem „Weltleben", dem „Erdsegen", den „beiden Hänsen" eine dankbar verbundene Gemeinde.

Als die Nachricht von seinem Tode kam, da stand ich in Frankreich im zermarterndsten Schlachtgetümmel, da barst in jenen Sommertagen 1918 Wahnsinn um Wahnsinn zur letzten, zermalmenden Vernichtungsschlacht. Irrsinn erschien alles Dasein, der Gedanke an Roseggers Kartengruß und seinen Inhalt wie Blasphemie . . . Nein! So viel und bitter das Leben uns immer enttäuschen mag, so hart es uns schlägt und so freventlich sinnlos es mitunter erscheint: Peter Rosegger hat recht, und wir wollen's ihm danken mit all unserem Denken und Tun, daß er diese edle menschliche Weisheit schon in unseren ahnungslosen Jugendtagen gütig und erhebend gelehrt hat:

„Bleib treu dir selbst und bewahre deinen Mitmenschen ein gütiges Herz!"

Ja, Peter Rosegger, deinem Wort wollen wir folgen und dir danken heute und stets!

Zwischen Korsika und Sardinien.

Von **Dr. Alphons Nobel.**

„Und der Geburtstag der Mutter Jhres Großvaters mütterlicherseits? — Was für eine Geborene war sie? — Zweck Jhrer Reise? — Warum wollen Sie nach Rom? — Wie, zu Erholungszwecken? — Und warum fahren Sie von Deutschland nach Rom über Korsika und Sardinien?"

Diese und andere Fragen bemühte ich mich, im Schweiße meines Angesichts zu beantworten. Endlose Listen füllte der Sendbote Mussolinis mit meinem Stammbaum aus. Er mühte sich nicht weniger als ich; die deutschen Namen waren schwer zu schreiben; buchstabieren kann man Worte wie Schultze überhaupt nicht; und hätte ich nicht in die italienischen Staatslisten die kompliziertesten Bestandteile meiner Familiengeschichte selbst hineingeschrieben, so stände ich wahrscheinlich noch heute in dem Chefzimmer der Gendarmerie zu La Maddalena.

L a M a d d a l e n a ist eine Insel, gehört zu Sardinien und liegt in der Straße von Bonifacio. Das benachbarte Eiland Caprera genießt einen größeren Ruf, denn auf Caprera ist der Eroe, der Volksheld Italiens, G a r i b a l d i, beerdigt, der erlauchte Ahnherr großzügiger Hochstapler. Zwischen Caprera und La Maddalena sind gewundene und von Felsküsten umrahmte Meerengen, die zusammen mit den tiefen, fjordähnlichen Buchten der sardinischen Küste einen einzigen großen Naturhafen abgeben.

La Maddalena ist demzufolge der wichtigste italienische K r i e g s h a f e n in diesen Gewässern, beschützt von Forts, armiert mit Kanonenbooten, ausgestattet mit einem Dutzend eiserner Antennen; Wasserflugzeuge steigen auf und landen, beziehungsweise „wassern"; U-Boote gleiten durch das Meer, und über 40 verankerte Bojen bieten ebenso vielen Schlachtschiffen und Großkreuzern sicheren Halt.

Nur denjenigen unter meinen Lesern, die zufällig einmal Admiral gewesen sind, wird diese Tatsache bekannt sein. Mir selbst war es gänzlich unbekannt. Als ich mich in Bonifacio, dem südlichsten Nest auf Korsika, auf den italienischen Dampfer (300 t!) begab, und als sein Ziel La Maddalena nennen hörte, dachte ich an ein malerisches Fischernest, wo die Netze zum Trocknen ausgebreitet am Meere liegen und eine einsame Ziehharmonika die Stille bisweilen unterbricht.

Nachträglich habe ich mich dann informiert, wie sehr ich im Irrtum war. Schon historisch. Das ist **n i c h t** etwa

ein neuer Kriegshafen, nicht etwa eine Erfindung Mussolinis. In einem vor dem Kriege geschriebenen Reisebuche las ich die Klage des Verfassers, der bei seiner Ankunft schon damals von Gendarmen abgeführt wurde, weil er in La Maddalena der Spionage hinlänglich verdächtig erschien. Und später noch bin ich dahintergekommen, daß von La Maddalena aus der Brite Nelson die Bewegungen des Korsen Napoleon, dessen Flotten in Toulon an der französischen Riviera lagen, eifersüchtig überwachte. Als er abzog, schenkte er der kleinen Barockkirche in La Maddalena zwei silberne Leuchter und ein goldenes Kreuz. Vielleicht dachte der edle Lord, daß Sardinien doch einmal britisch würde, und daß dann die wertvollen Sachen im Lande blieben. Aber auch mit Napoleons Namen ist La Maddalena verknüpft. Eine Episode aus seinem Heldenleben trug sich hier zu, die in den meisten Biographien ausgelassen wird. Napoleon ist auf diesem Eilande als junger Offizier 1793 in die Flucht geschlagen worden. Damit diese Flucht schneller vor sich gehen könnte, schmiß er zwei Kanonen und einen massiven Mörser ins Meer.

*

Überhaupt soll man im Mittelmeerbereiche nie eine Gegend für einsam und unbeschrieben halten. Alles hat seine Geschichte, jedes kleine Fischernest seine historischen Erinnerungen, jeder Fels seine Kriegsgeschichte, alle Städte sind Geburtsorte berühmter Persönlichkeiten, und im Zweifelsfalle befindet man sich zwischen Berlin, Konstantinopel, Sevilla und Palermo immer auf einem Schlachtfelde.

Allerdings erinnern nicht überall so viele Denkmäler und Gedenktafeln an die Vergangenheit wie zum Beispiel auf Korsika, wo kein Ort ohne Napoleonmonument, wo der Bonaparte-Boulevards kein Ende ist. Ajaccio, sein Geburtsort, zeigt zunächst in Erz gegossen Napoleon als Konsul, sodann, auf einem anderen Platze, den Kaiser hoch zu Roß, und, um ihn im Karee geschart, seine durch ihn berühmten Brüder. Außerdem gibt es dort das Geburtshaus Napoleons, das Mausoleum seiner Mutter Lätitia, eine Napoleonsgrotte (in der er als Junge von künftiger Größe geträumt haben soll), ein Napoleon-Museum, einen Napoleon-Korso, eine Avenue des Konsuls, eine Napoleon-Straße, einen Bonaparte-Platz, mehrere andere Standbilder der Napoleoniden, darunter des Königs Jérome. Das ist Ajaccio. Bastia aber, die volkreichste Stadt an der Nordspitze der Insel, rühmt sich des klassischen Denkmals: Napoleon in der Toga als römischer Imperator, umgeben von Allegorien aller Tugenden.

Bastia ... wenn man unter dem beschriebenen Denkmal am Platz vor dem neuen Hafen steht und hinaus aufs Meer sieht, gewahrt man in der Ferne die gebirgigen Umrisse einer anderen Insel: Elba. Und der sentimentale Reisende, in der Muße aufgelegt zu philosophischen Geschichtsbetrachtungen, hat Gelegenheit, Glück und Ende des Korsen zu meditieren.

Wahrscheinlich hat sich Korsika seit jenen Tagen gar nicht verändert. Die wenigen Bahnlinien versöhnen durch sentimentale Langsamkeit (um die Hälfte der nur 200 km langen Insel zu durchqueren, braucht man mit der Bahn einen vollen Tag!). Bebaut ist es nicht; überall dehnt sich die Macchia, oder, wie die Franzosen sagen, das Maquis: Heidelandschaft mit viel Unterholz und wenig Bäumen, distelreich, wild, ungangbar, überragt von schroffen Felsenklippen, an deren Fuß sich die Kakteen, oft mannshoch, schmiegen. Weiter landeinwärts das Gebirge, nicht minder wild, bis 2800 Meter hoch, auf den Spitzen den ewigen Schnee.

*

Der Leser wird schon vermißt haben, daß ich noch nicht von der Blutrache sprach, die auf Korsika bekanntlich zu Hause ist. Ich hätte mich auch nicht so lange bei den Napoleons aufgehalten, wäre ich wohl noch im Besitze meines eigens für diesen Publikationszweck gesammelten Materials. Bei meinem Aufenthalte in Bastia nämlich lief dort ein wunderschöner Mordprozeß, der geradezu danach schreit, verfilmt zu werden. In einem korsischen Gebirgsdorfe, dessen Namen ich vergessen habe, lebten zwei Familien in Feindschaft. Wahrscheinlich warteten sie voller Spannung auf den Moment, wo die Söhne so weit herangewachsen waren, daß sie die traditionelle Feindschaft in ihre Hände nehmen konnten. Dieser Moment kam im November vergangenen Jahres. Im nächsten Dorfe war Tanz, und am anderen Morgen waren die beiden Söhne der beiden Familien nicht heimgekehrt. Einer wurde bald an einem Waldrand im Gebüsch versteckt als blutbesudelte Leiche gefunden. Der andere aber lebte, er kam nach einigen Tagen, etwas scheu und sichtlich mit schlechtem Gewissen, zurück. Die Mahnung des Bürgermeisters, doch das Maquis zum Aufenthalte zu wählen (es ist noch heute schwer, jemanden aus dem Maquis zu holen, der es darauf anlegt, nicht geholt zu werden), wies er ab. Am übernächsten Tage wurde, mit gehörigem Aufgebot an Gendarmen, die gesamte männliche Einwohnerschaft des Dorfes zwischen 17 und 30 Jahren verhaftet. Der Monstreprozeß spielte in Bastia und die Verhandlungen war so interessant, daß ich aus der korsischen Presse (die zum Teil in Marseille gedruckt wird) die gesamten Presseberichte herausschnitt, um sie in diesem kleinen Aufsatze zu verwerten. Die Blätter beschrieben alles genau: die Aussagen und die Gebärden der Angeklagten und sämtlicher Zeugen, besonders aber das Verhalten und die Gesichter der ebenfalls zu Zeugen geladenen Mädchen. Dann hieß es: „Nun erhob sich unser berühmter Staatsanwalt, lautlose Stille erfüllte den Gerichtssaal, und die eherne Stimme des großen Juristen formte die niederschmetternden Anklagesätze wie mit Hämmern . . .“ Ein paar Spalten weiter hieß es: „Dann aber erhob sich unser berühmter Advokat, lautlose Stille erfüllte den Gerichtssaal, und die geschmeidige Stimme des großen Verteidigers zerpflückte vor den Ohren der Geschworenen die Anklagerede des ruhmbedeckten Staatsanwaltes . . .“. — Wie gesagt, ich würde das alles gern ausführlicher mitteilen; aber das Material ist mir abhanden gekommen.

Als ich nämlich auf der italienischen Gendarmerie zu La Maddalena über meine Vorfahren vernommen wurde, unterzogen die Beamten mein Gepäck einer ausgedehnten Revision und beschlagnahmten folgende Stücke: einen Roman von Balzac, einen photographischen Apparat, fünf Filmpacks, ein Exemplar der „Frankfurter Zeitung“, in dem meine Handschuhe eingewickelt waren, und sämtliche französischen Journale. Den Apparat und die Filmpacks erhielt ich zurück, als ich wieder auf dem Schiffe war — die Zeitungen jedoch sah ich niemals wieder. Es ist nämlich verboten, in Italien bedrucktes Papier einzuführen.

Der musikalische Küchenjunge.

Es ist bekannt, wie schnell oft Energie und zähe Arbeit zum Erfolge führen. Daß dies auch in der Kunst möglich, mag nachstehende kleine Geschichte beweisen: Als der Herzog von Guise im Jahre 1646 im Gasthaus „Zum Heiligen Geist“ in Florenz von langer Fahrt ermüdet rastete und behaglich auf der Terrasse die Abendkühle genoß, weckten ihn schmelzende Weisen voll eigenartiger Süße aus trüben Gedanken. Er entdeckte einen ärmlich gekleideten dreizehnjährigen Knaben, der Geige spielte. Der Herzog sagte ihm einige freundliche Worte der Anerkennung, warf ihm ein paar Goldstücke zu, bestieg dann seinen Reisewagen und fuhr weiter. Vergebens versuchte der Knabe, sich dem fremden Herrn zu nähern, da er das „Gold“ für einen Irrtum hielt. So sprang er kurz entschlossen auf und verkroch sich in einen großen, unter dem Wagen hängenden Korb, in dem sich der Leibhund des Herzogs befand. So kam Lulli unter mancherlei Abenteuern nach Paris.

Nach vielem Umherirren fand er durch einen glücklichen Zufall bei der Nichte Ludwigs XIV. eine Stelle als Küchenjunge, wo er bald das ganze Personal durch seine Musik ergötzte. So kam es, daß ihn die Herzogin einmal bei einer großen Abendgesellschaft vorspielen ließ; der Küchenjunge aber begeisterte alle Anwesenden so, daß man ihn zu einem hervorragenden Meister der königlichen Kapelle in die Lehre gab. Bald übertraf er seinen Meister, er durfte selbst dem König vorspielen und erhielt mit kaum 19 Jahren die Leitung der gesamten Hofkapelle!

Kurz vor seinem Tode arbeitete Lulli, der bereits eine Fülle von Werken veröffentlicht hatte, mit großem Eifer an einer komischen Oper. Der erzürnte Beichtvater verwies ihm diese weltliche Beschäftigung und sagte ihm erst dann Vergebung der Sünden zu, wenn er die gottlose Oper ins Feuer würfe. Lulli ließ darauf die Stimmen ins Feuer werfen und vor den Augen des Priesters verbrennen . . . Als der Kranke sich nochmals erholte, meinte ein Freund: „Du bist ein Narr gewesen, das schöne Werk zu vernichten!“

„Still, still!“ lächelte Lulli, „im Schrank liegt noch die ganze Partitur, es waren ja nur die Stimmen!“

Bei seinem Tode besaß der einstige Küchenjunge ein Vermögen von 440 000 Livres. **Ferdinand Bruger.**

Lustige Rundschau

* **Glück gehabt.** Frau: „Schon wieder ist es fünf Uhr, und in einem solchen Rausch kommst du nach Hause! Ich finde keine Worte mehr.“ — Ehemann: „Da habe ich ja mal Dusel.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg